

MICHAEL ZELLER

Letzte Reise nach Paris

Roman um Paula Modersohn-Becker

Rote Katze Verlag

... doch, das könnte sie sein ... sie muss es sein, die neue Nachbarin ... Ja, das ist sie.

Zwei Stiegen lang hatte ich das Knarzen der Bohlen näherkommen hören, Stufe für Stufe, unter dem schweren Tritt von Madame Vavin. So vertraut er mir schon geworden war, dieser Schritt – immer noch nahm meine Konzentration den größten Schaden, wenn die Concierge das Treppenhaus unter sich erbeben ließ. Ich schaute auf von meinen Schriften, betrachtete die Wand vor mir mit einem Gefühl, über das ich mir lieber keine Rechenschaft geben wollte, und wartete, bis wieder Ruhe war. Dieses Mal aber, gleichsam als feines Echo in dem Stampfen von Madame Vavin, nahm ich einen leichten, fremden Fuß auf der Treppe wahr. Madame Vavin schnaufte tief und drehte jetzt den Schlüssel in der Türe meiner Nachbarswohnung, so nah, als öffnete sie mein Schloß damit. Trotz des Asthmas schonte sie ihre verbrauchte Altstimme nicht, gab sie Anweisungen, ohne abzusetzen. Ritsch! Der Vorhang wurde vom Fenster geschleudert. Ein helles »Ah!« hörte ich, »c'est beau, ça!« Schon sangen im Stimmbruch die Scharniere des Fensters. Und auf deutsch: »... kann ich wieder brauchen jetzt!«

Das war sie also, ihre Stimme, die Stimme einer jungen Frau: Meine neue Nachbarin.

Seit mehreren Tagen schon hatte Madame Vavin sie mir avisiert, jedes Mal, wenn sie mich im Hausflur beim Ausgehen stellte. »Sie ist verheiratet, die kleine Malerin, non?« sagte sie und drohte mir mit ihrem dicken Zeigefinger. »Sie ist die Frau eines sehr berühmten Malers ... in Deutschland jedenfalls.« Die Concierge steckte ihre Hände in die Kittelschürze und stand mit durchgedrückten Knien auf schweren Füßen da. War sie nun schwanger oder nicht? Madame ging zwar gut und gerne auf die Vierzig zu, aber dergleichen war

bei ihrem Menschenschlag für mich nicht leicht zu schätzen. Dieser Maler schicke seine Frau jedes Jahr nach Frankreich, nach Paris, natürlich, wohin sonst, nicht wahr, mitten ins Herz der Malerei und der höheren Kultur überhaupt, damit auch sie ein wenig malen lerne. Madame Vavins Redestrom berücksichtigte nicht im geringsten, dass ich des Französischen durchaus nicht so mächtig war, wie ich es mir gern gewünscht hätte. Und jedes Jahr komme sie wieder, die Frau dieses sehr, sehr berühmten deutschen Malers. Daraus sei ja doch wohl zu schließen, unter uns, nicht wahr, dass sie das Malen immer noch nicht so ganz beherrsche. Aber ihr sei das egal, vollkommen egal. Die Concierge zog wieder ihre Stimme hoch. Die junge Frau sei eine pünktliche Mieterin, tadellos, und jedenfalls müsse sie einen großzügigen Gatten haben, obwohl ... vielleicht schicke er sie auch ganz gern auf Reisen, um ihr Gepinsel nicht tagtäglich vor Augen zu haben. Aber, wie gesagt, sie gehe das ja überhaupt nichts an. Sie könne schweigen ... schweigen ... »oh!« Kurz kollerte ihr Raucherhusten. Ob sie mir vielleicht seinen Namen verraten könne, versuchte ich Madame Vavins Atempause zu nutzen. Ich halte mich bei der zeitgenössischen Malerei leidlich auf dem Laufenden, habe in meiner Jugend auch selbst in Öl und mit dem Stichel dilettiert. Ich will meine Neugier nicht verhehlen, die Frau welchen berühmten Malers ich zu erwarten hatte als Zimmernachbarin.

Non, non, non, non, non, non: Das sei etwas schrecklich Rauhes, vollkommen unaussprechbar. Kaum zu glauben, mit welchen Namen diese Deutschen sich verunzierten. Empört schüttelte Madame Vavin den Kopf. Die geplatzen Äderchen unter den Augen glühten auf in – ja, beinahe schien es Abscheu zu sein. Die Concierge drehte sich abrupt weg und ließ mich einfach stehen. »Und sie ist verheiratet, Monsieur, non?« rief sie mir über die Schulter nach. Immerhin durfte ich jetzt meines Weges gehen.

Die Stimme der Hausbesorgerin nebenan war leise geworden. Sie flüsterte jetzt. Ich konnte fast nur noch ihre scharfen s-Laute hören. Dann lachten die beiden Frauen gleichzeitig auf: Madame Vavin mit ihrem Raucherrasseln, die junge Deutsche hell und ein wenig spitz. Nun ging die Tür, und Madame Vavin ließ das Treppenhaus erdröhnen. Hinter der Tapetentür zwischen unseren Zimmern nahm ich deutlich die Stille wahr. Aber es war eine andere Stille als in den Tagen davor. Ich konnte nicht weiterlesen. An Arbeit war nicht mehr zu denken. Vor mir lagen aufgeschlagen Quellen zur Französischen Revolution, der Großen Revolution. Genauer gesagt, ich studierte in diesen Wochen, die ich mich in Paris niedergelassen hatte, mehrere Biographien über Jean Paul Marat. Ich hatte mir vorgenommen, das Leben dieses epochalen Mannes und seinen Tod an Ort und Stelle zu durchleuchten und ihn zum Helden eines tragischen Schauspiels zu machen, wobei ich mich entschlossen zeigte, zuallererst der historischen Gerechtigkeit das Wort zu geben. Marat sollte meine erste Arbeit für das Theater sein. Sie zu vollenden, war ich eigens nach Paris geeilt. Allerdings: Die äußerste Beschränktheit meiner Mittel erlaubte es mir kaum, an dem geistigen Leben dieser überwältigenden, aber auch aufwendigen Stadt teilzunehmen. Ich hatte mir ein geradezu mönchisches Leben in der schmalen Kammer bei Madame Vavin in der Rue Cassette abzuverlangen.

... Patriotismus des sanfteren Geschlechts. Patriotinnen gibt es, von den Girondisten Megären genannt und von ihnen auf achttausend angegeben, mit fliegenden Schlangenhaaren, die ihre Nadel mit dem Dolch vertauscht haben ... Welche Nadel denn nun wieder ...? Nein, es hatte keinen Sinn. Das Gelesene formte sich zu keinem Gedanken in mir, zu schweigen ganz von einem poetischen Gefühl. Ich stand auf, bürstete mir kurz den Bart im Spiegel, maß dreimal mit diesen sieben Schritten mein Zimmer aus, trat an die Tür – und setzte mich

wieder an den Schreibtisch. Ich versuchte es mit einer Pfeife; nach zwei Zügen legte ich sie aus der Hand. Fuhr hoch, riß heftig die Türe auf zum dunklen Flur und klopfte bei der neuen Mieterin. Sie stand am offenen Fenster und lächelte mich an, gar nicht überrascht, stand da, blaß, im grauen Reisekostüm, und schaute. Der Spitzenkragen fiel mir auf, denn seine Farbe paßte gut zu ihren Haaren, diesem wundervollen braunen Haar, das, glaube ich, zu einem Knoten zusammengefaßt war. Ich nannte meinen Namen und stellte mich als einen Landsmann und Kollegen vor. »Ich bin Schriftsteller«, sagte ich und spürte, wie immer bei dieser Gelegenheit, dass es mir heiß in die Schläfen stieg. Ihre großen braunen Augen ruhten offen und so wach dabei auf meinem Gesicht, dass ich mir über den Bart fahren musste.

»Paula Becker«, sagte sie mit einem kleinen Zögern, »Paula Becker ... aus Bremen.« So angenehm berührt ich war von ihrer Erscheinung und dieser umstandslosen Offenheit, so enttäuscht war ich von ihrem Namen. Den Namen eines Malers Becker hatte ich noch nie gehört oder gelesen in Deutschland, obgleich ich mich, wie gesagt, in der bildenden Kunst nicht ganz für unkundig halten darf. Madame Vavin hatte also falsche Erwartungen in mir geweckt.

»Sie schreiben Gedichte?« Immer noch stand die junge Frau, die sich so ohne jede Künstler-Attitüde gab, mit dem Rücken zum Fenster über der Rue Cassette.

»Ja. Nein, ich bin ..., das heißt, ich versuche ein Drama hier zu schreiben, ein Stück geschichtlichen Inhalts gewissermaßen. Zur Zeit ..., zur Zeit bin ich noch mit der Stoffsammlung befaßt.« Ich habe immer Hemmungen, wenn ich über meinen hohen Beruf reden soll. Ihr Lächeln aber machte mir Mut. Es war eine Bescheidenheit in ihr, eine Weichheit, die ich sofort als wohltuend für mich empfand, ja, wenn ich so sagen darf, ich spürte eine Art von kollegialem Respekt vor der geistigen Arbeit, der nicht zuerst nach Namen, Titeln

und Auszeichnungen fragt, um sich ein schnelles, meist abschätziges Urteil zu bilden. Es war etwas Gewährendes in diesem Blick der braunen Augen, ein gesammelter Ernst auch, etwas, das mir Ruhe gab und Vertrauen, und das will bei mir nicht wenig heißen. Fast hätte ich mich gar erdreistet, nach ihrem Mann zu fragen, dem berühmten deutschen Maler, aber das hätte doch auch einen Akzent setzen können, den ich unter allen Umständen vermieden sehen wollte. »Und ich male, wie Sie sehen.« Mitten in dem hellen Raum, der dreimal so groß sein mochte wie meine Kammer, er kam mir vor wie ein Saal, mitten auf einem schmutzig roten Teppich stand leer die Staffelei.

»Ich bin noch auf dem Weg. Die Bilder, die ich malen will, malen muss ..., sie liegen noch vor mir. Vielleicht berühren wir uns da in diesem Punkt. Aber«, sagte sie, und ich sah zum ersten Mal ihr Lachen, »aber einer, der einen weiten Weg vor sich hat, läuft nicht.«

»Die Langsamkeit eines Weges«, entgegnete ich, »könnte niemanden weniger beirren als mich.« Ich hatte gute eigene Gründe zu dieser Aussage, aber es wurde mir doch auch klar, dass in ihr ein kleiner taktischer Widerhaken steckte, der mich hinterher recht ordentlich bestürzte.

Im Dienst. Das Herzklopfen meiner Verwirrung ist mir geblieben von der ersten Begegnung mit der Malerin, und auch das große Schauen ihrer braunen Augen. Und ich entsinne mich noch gut, wie ich, angeregt von dem kurzen Besuch in ihrem hellen Atelier, sofort daranging, meine Kammer umzuräumen. Bisher hatte ich bei der Arbeit das Licht im Rücken gehabt. Das mag zwar für die Erhaltung der Sehkraft bekömmlich sein, wie es jedenfalls heißt, aber der Blick auf das schimmelige Tapetenmuster, er lähmt doch auch den freien Flug der Phantasie. War es nicht regelrecht, ja, war es nicht – »Frühlingsvergeudung«? (Beglückt trug ich diese spontane

Wortschöpfung, die mir zuteil geworden war, alsbald in mein Blaues Notizbuch ein.)

Nun war meine Aussicht auf die Rue Cassette beileibe keine Augenweide: Ein paar Bäume sah ich, kahl noch vom Winter, ein Stück Mauer, von billigen Plakaten verschandelt, und darüber, weiter, höher, das Dächergeschiebe dieser Stadt Paris. Immerhin, in einem der Häuser, ganz nah bei mir, war mein Marat den Heldentod gestorben. Vielleicht konnte diese Erinnerung, wenn sie mir immer vor Augen stand, sogar meine Produktivität beflügeln? Denn ich will nicht verhehlen, dass mich hin und wieder doch eine gewisse Beklemmnis überfiel, wenn ich an die dramatische Umsetzung meines erhabenen Stoffes dachte. Jedenfalls: Ich freute mich einige Tage an diesem neuen Blick, der mich bei meinem Dienst erfrischte.

Nach der gelungenen Operation in der Kammer, neugierig geworden durch die ungewohnte Weite, die sich mir erschließen würde, verließ ich die Wohnung und lief in den vorfrühlingsgrauen Luxemburg-Garten hinein.

»Diese neue Nachbarschaft hat mich sofort produktiv gemacht«, dachte ich beim Gehen auf den leeren Parkwegen. Und sie machte mir keine Angst, diese Malerin. Ich traute mir zu, ihren Bildern, wenn ich sie erst einmal sähe, durchaus standhalten zu können mit meinem eigenen Werk, so unzulänglich ich es auch empfand bisher. Ich hatte es bei dieser Frau Becker aus Bremen nicht mit einer arrivierten Künstlerin zu tun, gottlob, sondern mit einer E Levin eher, die noch auf dem Wege war, wenn es überhaupt einen Weg für sie gab.

Obwohl mein strenger Arbeitsrhythmus durch die Ereignisse dieses Tages arg durcheinander geraten war, überraschte es mich, dass ich nach meinem Spaziergang von einer regelrechten Arbeitswut überfallen wurde. Ganz gegen meine Gewohnheit las und exzerpierte ich bis tief in die Nacht hinein und schaffte damit einen guten Teil des Lesepensums, das ich mir erst für den nächsten Tag gesetzt hatte. Dennoch

nahm ich meinen Dienst, wie ich meine Arbeitsstunden für mich nenne, pünktlich am frühen nächsten Morgen wieder auf. Nach den zehn Kniebeugen am offenen Fenster beginnt mein Tagwerk mit einem frugalen Frühstück, das mir Madame Vavin vor die Türe stellt. Es besteht aus einer großen Schale Milchkaffee und einer halben Baguette, die ich ungebrochen in die heiße Flüssigkeit stippe, um mit meinen geringen Mitteln doch in etwa den Lebensgewohnheiten dieses Landes Genüge zu tun. Umgehend vertiefte ich mich dann in das Studium der Quellen. Es ging mir wieder vorzüglich von der Hand, auch wenn ich an diesem Morgen ein wenig abgelenkt war von dem Lauschen auf Bewegungen im Nebenraum. Aber ich hörte den ganzen Tag über nichts, keinen einzigen Laut. Ob Frau Becker malte? Stand sie die ganze Zeit vor ihrer Staffelei? Machte Malen denn eigentlich keinerlei Geräusche? Sollte ich einmal klopfen drüben vielleicht, ganz leise? Diese kleinen Abirrungen von meinem Marat störten mich aber nicht wirklich. Erst am Abend waren dann Lebensspuren nebenan zu hören.

Frau Becker musste also den ganzen Tag außer Haus verbracht haben.

Spiel der Namen. Ganz zufällig bekam ich am nächsten Morgen mit, wie Frau Becker in aller Frühe ihre Wohnung verließ. Ich hörte flüchtig ihren Schritt, der vielleicht den Nachbarn schonen wollte, doch ich hörte keinen Schlüssel drehen. Sie schien also nur zu einer kurzen Besorgung auszugehen. Ich schob eigens den mittäglichen Spaziergang ein wenig hinaus, der meinen Dienst in zwei annähernd gleiche Teile trennt, aber es war dann doch wieder Abend geworden, ehe Frau Becker zurückkehrte. Nun ließ mich meine Neugier nicht länger ruhen, und ich klopfte bei ihr an. Sie nahm gerade ihr Abendbrot ein, ein Spiegelei zu einer Tasse Kakao. Das Bild ist mir bis heute gegenwärtig, wie sie da saß in einem

Impressum

Herausgeber: Rote Katze Verlag, Lübeck

www.rotekatzeverlag.de

Alle Rechte vorbehalten. Ursprünglich erschienen bei ars vivendi.

Erscheinungsdatum: Oktober 2024

Satz: La Deutsche Vita®

Umschlagbild:

„Selbstbildnis vor grünem Hintergrund mit blauer Iris“, 1905

Druck und Bindung: PRINT GROUP Sp. z o.o., Stettin

ISBN 978-3-910563-19-3

Aus dem Verlagsprogramm

INDREK HARGLA

Apotheker Melchior und die Revaler Chronik



INDREK HARGLA

Apotheker Melchior und die Revaler Chronik

Hanse-Krimi aus Tallinn und Lübeck

An dem Einischen von Cornelius Haselblatt



Reval, estnisch Tallinn, im Jahre 1432: Während die Stadt sich auf die Fronleichnamfeierlichkeiten vorbereitet, wird im Franziskanerkloster eine alte, geheimnisvolle Stadt-Chronik entdeckt. Als bald danach eine Reihe von Morden geschieht, erkennt der Ratsapotheker Melchior Wakenstede schnell, dass sie alle im Zusammenhang mit dieser Chronik stehen

müssen, die zudem bald in Flammen aufgeht. Stecken die Tempelritter dahinter? Welche Rolle spielt die heimliche Leichnamsgilde, der auch Melchior selbst angehört? Und was hat es mit den Nachfahren eines in der Chronik erwähnten Hinrichtungsofners auf sich?

Während sein Vater in Reval das Rätsel zu lösen versucht, streift Melchior junior durch Lübeck, wohin er von seiner Greifswalder Lehre aus gezogen ist und wo er einen neuen Lehrmeister sucht. Aber auch in der Königin der Hanse geschehen merkwürdige Dinge und der junge Melchior wird in den Bann von Liebe, Verbrechen und Vergeltung gezogen.

ISBN 978-3-910563-12-4

www.rotekatzeverlag.de

INDREK HARGLA

Apotheker Melchior und der Teufel von Gotland

Reval, estnisch Tallinn, im Jahre 1433: Apotheker Melchior Wakenstede wird an das Sterbelager eines wohlhabenden Kaufmanns gebeten, der von ihm indes keine Arzneien will, sondern ihn mit der Klärung einer lang zurückliegenden Bluttat beauftragt. Während er versucht, das Rätsel der Vergangenheit zu lösen, wird plötzlich sein Lehrjunge ermordet und bald darauf auch Melchiors Leben bedroht. Wie hängt das alles zusammen mit der Warnung in einem Brief, die er von seinem Sohn aus Lübeck bekommen hat? Ist der darin erwähnte Gotlandteufel auf Mord aus? Hat er es auf den Apotheker abgesehen? Und wieso wird Melchior das Gefühl nicht los, dass für den Mord an seinem Lehrjungen die falsche Person gehenkt worden ist?

Parallel dazu setzt Melchior junior in Lübeck seinen Lebensweg fort und versucht seiner großen Liebe Lucia näherzukommen. Kann er die Tochter des stark verschuldeten Kaufmanns für sich gewinnen? Einmal schon hat er für seine Liebe einen Mord begangen, muss er es wieder tun? Die Handlung spinnt den Faden fort, der in „Apotheker Melchior und die Revaler Chronik“ (Rote Katze Verlag 2023) begann, und zeichnet ein schillerndes Bild vom Spätmittelalter in der Königin der Hanse und ihrer Umgebung.



INDREK HARGLA

Apotheker Melchior und der Teufel von Gotland

Hanse-Krimi aus Tallinn und Lübeck

Aus dem Estnischen von Cornelius Haseblatt



ISBN 978-3-910563-23-0

www.rotekatzeverlag.de



MICHAEL ZELLER

Die Kastanien von Charkiw

Den Herbst 2019, kurz vor dem russischen Überfall vom Februar 2022, verbringt der Schriftsteller Michael Zeller in der ostukrainischen Großstadt Charkiw, auf Einladung des ukrainischen PEN. Er nutzt die Zeit, die Stadt an der Grenze zu Rußland zu erwandern, bestaunt ihre geschichtsträchtigen Architekturen. Durch seine fast täglichen Lesungen

nimmt er intensiv am kulturellen Leben der Stadt teil, die er seit 1994 von häufigen Reisen her kennt. Fesselnd beschreibt er, wie er für Schullösungen das Donbassgebiet bereist und dabei die Zerstörungen der russischen Streitkräfte aus nächster Nähe sieht. Ebenso nah kommt ihm das Kriegsgeschehen des Zweiten Weltkriegs in zahlreichen Begegnungen und Gesprächen, die er mit Überlebenden führt.

In seinem 'Ukrainisches Mosaik' wirft der Autor einen sehr persönlichen Blick auf die Geschichte und in die Seele dieses Volkes, in einem schicksalhaften Augenblick seiner Existenz. Das Buch ist bereits ins Ukrainische übersetzt.

ISBN 978-3-910563-27-8

www.rotekatzeverlag.de

KARLA LETTERMAN

Die Trauerrednerin und der tote Tenor

Der Finanzbeamte Joachim Hagelmann wird tot auf dem verwinkelten Dachboden der Musikhochschule Lübeck entdeckt. War es Selbstmord? Als sich Trauerrednerin Penni Sattler mit der Vita des Mannes befasst, beschleichen sie erste Zweifel.

Warum trifft sich seine Witwe konspirativ mit einem dubiosen Hotelerten? Welche

Rolle spielte eine mysteriöse Malerin in Hagelmanns Leben?

Und warum starb er ausgerechnet an jenem schwer zugänglichen Ort? Im renommierten Irenenchor, der in der Musikhochschule probt, scheinen die Fäden zusammenzulaufen. Kurzentschlossen tritt Penni dem Chor bei. Und plötzlich fühlt sie sich verfolgt. Einschüchterung? Oder ist sie nur überdreht und bildet sich alles ein? Penni braucht eine Verschnaufpause und reist mit dem Chor nach Schottland. Dort erkennt sie bei einem einsamen Ausflug, dass sie das Nächstliegende übersehen hat. Und dass dieser Ausflug eine raffinierte Falle ist. Eine tödliche?



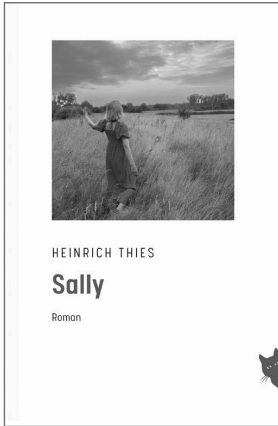
Wer glaubt, in Lübeck gehe alles seinen betulich-hanseatischen Gang, irrt. Tåtort Lübeck, in der malerischen Altstadt und der feinen Musikhochschule geschieht Unerhörtes! Eine spannende Story inmitten des unverwechselbaren Flairs der alten Hansestadt und ihrer Tochter Travemünde. Muss man, frau lesen.

Björn Engholm

Lübecker, Ministerpräsident a. D.

ISBN 978-3-910563-25-4

www.rotekatzeverlag.de



HEINRICH THIES

Sally

Die jüdische Tänzerin Sally wartet nach der Befreiung aus dem KZ wie Tausende andere Holocaust-Überlebende auf die Ausreise nach Palästina – in einem Camp für „Displaced Persons“ in Bergen-Belsen. Es entsteht eine Art jüdische Kleinstadt mit einem lebendigen Kulturleben. Sally spielt hier am Rande der Massengräber Theater, tanzt und knüpft Freundschaften. Bei ihren Radtouren lernt sie die Umgebung

kennen. In einem nahen Heidedorf trifft sie auf einen Geige spielenden Hühnerhalter: Otto. Die beiden flirten miteinander und kommen sich immer näher, bis ihre Wege sich trennen. Erst viele Jahre später wird Sally auf spektakuläre Weise erfahren, wer der geheimnisvolle Geiger war.

Zwei Lebensgeschichten im Strudel der Weltgeschichte. Lebensgeschichten, die konträrer nicht sein könnten. Ein packender Roman auf der Grundlage wahrer Begebenheiten, ein Roman über Liebe, Schuld und die Sehnsucht nach Heimat.

Indes, bevor Alex weiter davon träumen kann, seinen verehrten Mentor, den Sternwartenchef, zu beerben, muss er endlich erwachsen werden.

ISBN 978-3-910563-21-6

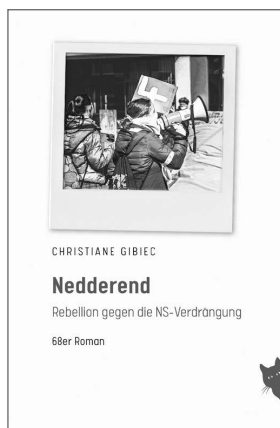
www.rotekatzeverlag.de

CHRISTIANE GIBIEC

Nedderend

1967. Die Protestwelle schwappt mit Rockmusik, Haschisch und freier Liebe auch über die norddeutsche Stadt Oldenburg. Zugleich werden die Fragen nach der Vergangenheit immer drängender: Was haben unsere Eltern im Nationalsozialismus gemacht, was gewusst? Und was wurde aus den Sinti-Familien, die vor 1933 im Stadtteil gelebt haben? Vier Jugendliche, die am und um die Straße Nedderend zuhause sind, suchen Antworten. Ihre Recherchen führen sie zu einem Familiengeheimnis, das tief im Ipweger Moor vergraben liegt, und in die Hölle von Auschwitz.

Christiane Gibiec ist selbst am Nedderend in Oldenburg aufgewachsen. Sie erzählt berührend und authentisch von der Sprachlosigkeit, den Narben und Verstrickungen der bundesdeutschen Nachkriegsgesellschaft und vom Aufstand der Jugend gegen die Verdrängung und Verleugnung der Naziverbrechen.



*Ein spannender Roman und ein wichtiges Buch,
das ein Licht auf die Verbrechen der Nazis an den
norddeutschen Sinti wirft.*

Christel (Menni) Schwarz

Freundeskreis für Sinti und Roma e. V., Oldenburg

ISBN 978-3-910563-10-0

www.rotekatzeverlag.de